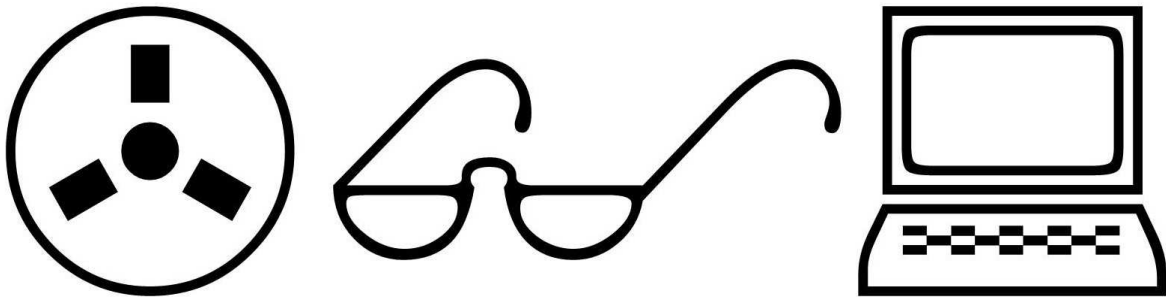


Rainer Mende (Polnisches Institut Berlin – Filiale Leipzig)

## Rezensionen vom 43. Polnischen Spielfilmfestival in Gdynia (17.–22.09.2018)

Wie jedes Jahr traf sich Ende September die polnische Filmwelt beim Festiwal Polskich Filmów Fabularnych an der Ostsee, um eine Woche lang zu sichten, was der Leinwand-Jahrgang 2018 hervorgebracht hat. filmPOLSKA war wie jedes Jahr wieder live in Gdynia dabei und berichtet direkt, subjektiv und kritisch, welche Streifen im Hauptwettbewerb und in der Nebenreihe "Visions Apart" das Zeug zum Klassiker haben ☺, welche nur mäßig begeistern ☹ und welche schlicht misslungen ☹ sind.

### gdynia 2018



filmPOLSKA: [www.filmpolska.de](http://www.filmpolska.de)

filmPOLSKA bei Facebook: [www.facebook.com/filmpolska.berlin](https://www.facebook.com/filmpolska.berlin)

Veranstaltungsseite: [www.facebook.com/events/1623215907801227](https://www.facebook.com/events/1623215907801227)

Homepage des Festivals:

Festival bei Facebook: [www.facebook.com/FPFFGdynia](https://www.facebook.com/FPFFGdynia)

Veranstaltungsseite des Festivals: [www.facebook.com/events/438044269956498](https://www.facebook.com/events/438044269956498)

## Hauptwettbewerb / Konkurs główny

### „7 uczuć / 7 Emotions“ von Marek Koterski

Unser Mann beim 43. Polnischen Spielfilmfestival in Gdynia ... hat wie vermutlich alle, die in der jüngeren polnischen Filmgeschichte etwas bewandert sind, aufgehört, als „7 uczuć / 7 Emotions“ von Marek Koterski (als Premiere im Hauptwettbewerb) angekündigt wurde. Schließlich ist Koterski ein Klassiker und seine Kunstfigur des Adam Miauczyński, der schon durch diverse Filme geisterte, ebenso. Nur, dass letzterer inzwischen schon sieben Jahre lang nichts mehr hat von sich hören lassen. In den Klassikern „Dzień świra“ und „Wszyscy jesteście Chrystusami“ mimte noch Marek Kondrat den überlaunigen, an sich und der Welt verzweifelnden Neurotiker, und Michał Koterski seinen Sohn.

Womit wir schon beim ersten Gag angekommen wären, denn der neue Miauczyński ist – Michał Koterski. Und der sitzt bei einer Psychologin und erfährt, dass er so unzufrieden mit seinem Leben sei, weil er als Kind nicht gelernt habe, mit den sieben Grundgefühlen umzugehen: Angst, Wut, Trauer, Freude, Ekel, Eifersucht und Scham. Und dass die Kindheit einen großen Teil unseres Lebens ausmacht, wir uns aber nur an einen Bruchteil davon erinnern. Also macht sich Miauczyński auf eine Gedankenreise in seine Kindheit, genauer die Zeit der anbrechenden Pubertät, wenn die Welt voller Bedrohungen und Verlockungen steckt.

Was folgt, ist ein Wahnsinnstrip in die Emotionen von ca. Zwölfjährigen, der schon dadurch den Koterski-typischen surrealistischen Einschlag bekommt, weil alle Rollen bis in die kleinsten Nebenfiguren mit Erwachsenen besetzt sind. Und die zu großen Teilen hochklassigen Schauspieler/innen (es würde zu weit führen, sie hier alle zu nennen) nehmen die Einladung dankbar an uns legen los wie eine Horde wild gewordener Tiere. Das wäre nutzlos, wenn es l'art pour l'art wäre, ergibt aber durchaus Sinn, denn dieser Lebensabschnitt markiert den Übergang von der Kindheit ins Erwachsenenleben und Kondrat erzeugt ohnehin seit jeher mit satirischen Überzeichnungen einen bestechenden Realismus der Gefühle. Das ist in manchen Szenen ziemlich lang geraten, wird aber durch die nahezu musikalische Dramaturgie gerechtfertigt. Wie Koterski mit (gebrochener Kunst-) Sprache umgeht, wie er Menschengruppen positioniert und bewegt, wie er aus den einzelnen Figuren ein polyphones Ensemble orchestriert – das ist pure Musik.

Das ist schwer exportierbar, weil der Sprachwitz in der Übersetzung auf der Strecke bleibt und diverse Anspielungen und Seitenhiebe für Ausländer unverständlich bleiben. Aber selbst dann bleibt noch ein berückend gespielter und exzellent komponierter Film übrig, in dem sich jeder wiederfinden kann, der einmal Kind war.

Fazit: 😊

## „Autsajder“ von Adam Sikora

Unser Mann beim 43. Polnischen Spielfilmfestival in Gdynia ... hat von „Autsajder“ von Adam Sikora (im Hauptwettbewerb) ungefragt eine Geschichtsstunde bekommen. Es geht in die frühen Achtziger, der Kriegszustand wurde soeben ausgerufen. Den Kunststudenten Franek interessiert das nicht die Bohne, er ist mit Musik und seinen Bildern genug beschäftigt. Durch einen Zufall wird er verhaftet, verhört und verdächtigt, antisozialistische Propaganda verbreitet zu haben. Es beginnt eine Tor-Tour durch Verhörzimmer, Folterkammern und Knastzellen.

Das kommt dem passionierten Kinogänger ziemlich bekannt vor. Filme über die Achtziger gibt es genug, auch Knastszene noch und nöcher. Auch das Thema „junger Mann landet unschuldig im Knast und muss mit den dortigen Regeln umzugehen lernen“ ist vom Film „Symetria“ (2004) bereits abgehandelt, ganz zu schweigen vom Genreklassiker „Przesłuchanie / Das Verhör“ von Ryszard Bugajski (1982), der einer weiblichen Hauptfigur im kommunistischen Knastsystem Schlimmes widerfahren ließ.

Was hat „Autsajder“ dem noch hinzuzufügen? Eigentlich nichts, und hier liegt der Hund begraben. Mit Ausnahme einiger origineller Dialekte und der Gaunersprache, die hier die Handlung würzen, setzt sich der Film ausschließlich aus Altbekanntem zusammen und fügt ihm nichts, aber auch gar nichts Neues oder gar Originelles hinzu. Was zwangsweise zu der Frage führt, wer ein solches (zweifelloso ordentlich gedrehtes und gespielter) gefühltes Remake eigentlich braucht.

Fazit: 😊

## „Dziura w głowie / A Hole in the Head“ von Piotr Subbotko

Unser Mann beim 43. Polnischen Spielfilmfestival in Gdynia ... war bei „Dziura w głowie / A Hole in the Head“ von Piotr Subbotko (als Debüt im Hauptwettbewerb) wieder mal in einem klassischen Was-ist-hier-eigentlich-los-Film. Die funktionieren meist nach einem ähnlichen Schema – man wähnt sich nach einigen Minuten im Bilde, merkt dann aber nach und nach, dass alles nicht so richtig zusammenpasst, kein Spannungsbogen entsteht, die Szenen doppel- bis dreifachbödig sind, die Figuren rästelhaft bleiben und man sich im Wortsinne im falschen Film wähnt. Das kann in guten Fällen (wie bei David Lynch oder Kuba Czekaj) einen erzählerischen Sog entwickeln und Dinge vermitteln, die linear nicht zu erzählen sind, in schlechten hingegen maximal Gleichgültigkeit erzielen.

Der Versuch einer Inhaltsangabe: Ein mittelmäßig bekannter Schauspieler (wie immer mimisch ausdrucksarm, aber immerhin in seiner schwierigen Rolle solide: Bartłomiej Topa) reist mit seiner Truppe durch die Provinz, um unter widrigen Bedingungen vor mäßig interessiertem Publikum Thomas Bernhard zu spielen. Aus Frust über die ewig gleichen Prozeduren schmeißt er irgendwann alles hin und fährt an die Ostgrenze zu seiner sterbenden Mutter. Dort begegnet er einem rätselhaften, aber konsequent schweigenden Mann, der aber möglicherweise eine Art Doppelgänger ist.

Jegliche weitere Behauptung wäre schon Interpretation, denn in den langen Einstellungen (ohne Tadel gefilmt von Wojciech Staroń) wird wenig und nicht zwingend zusammenhängend gesprochen und ob das, was gezeigt wird, gerade Schauspiel, Wirklichkeit, Traum, Rückblende oder Vorgriff ist, liegt schon in den Augen des Betrachters.

Für solche Filmexperimente wurde vor Jahren in Gdynia die Nebenreihe „Inne spojrzenie / Visions Apart“ erfunden, aber dieser Film hat es in den Hauptwettbewerb geschafft – was mit einer gewissen Regelmäßigkeit jedes Jahr einem Filmexperiment glückt. Ob das aber die richtige Startrampe für einen große Karriere ist, kann angezweifelt werden. Die Chancen auf einen Publikumspreis dürften nur knapp über null liegen und nicht repräsentative Umfragen ergaben, dass nicht nur der Rezensent weitgehend ratlos das Kino verlassen hat.

Fazit: 😞

## „Eter / Ether“ von Krzysztof Zanussi

Unser Mann beim 43. Polnischen Spielfilmfestival in Gdynia ... hat schon mit den letzten Filmen von Altmeister Krzysztof Zanussi seine Probleme gehabt, weil sie zu oft die Handlung in dick aufgetragener plakativer Tiefgründigkeit und religiösem Schwulst ertränkten. Insofern ist „Eter / Ether“ (als Premiere im Hauptwettbewerb) vielleicht ein Lichtblick, denn die Geschichte ist per se nicht uninteressant.

Wir begeben uns zurück in die Zeit vor dem ersten Weltkrieg, als Polen noch geteilt war. Ein Arzt in den mittleren Jahren wird nach einem Mord überraschend vom russischen Zar freigesprochen und flüchtet sich in ein galizisches Offiziersregiment im österreichisch-ungarischen Teilungsgebiet. Dort soll er sich um Wohl und Hygiene der Militärs kümmern und regelmäßig auch im Bordell nachschauen, ob keine ansteckenden Krankheiten virulent sind. Ein wenig Freiheit wird ihm auch eingeräumt – in seinem Labor darf er seinen Forschungen nachgehen. Der namenlose Doktor hat sich nämlich der Paramedizin verschrieben und testet vorzugsweise an lebenden Objekten die Wirkung von Äther, Stromstößen und Hypnose (gerne auch in Kombination). Selbst als die Kasse klamm wird, spioniert er bereitwillig für die russische Seite, um seine Studien weiterführen zu können, in denen Menschenleben nur eine untergeordnete Rolle spielen.

Zanussi zeichnet den Doktor als durch und durch negative, zynische Person, der nichts heilig ist und den einzig seine Gier nach Macht über Leben und Tod umtreibt. Gäbe es einen Festivalpreis für die eindimensionalste Hauptfigur, hätte Zanussi gute Chancen darauf. Es findet über die ganze Distanz keine wirkliche Entwicklung statt, wir lernen nur die Skrupellosigkeit des Anti-Helden in immer neuen Facetten kennen.

Es ist nicht möglich, den Film als Ganzes zu bewerten, ohne das Ende zu verraten. Zanussi hängt nach dem Ende der Geschichte nämlich noch einen Appendix an, der die ganze Handlung noch einmal in ein bedeutungsschwangeres Licht rücken soll. Dieser dramaturgische Wink mit dem Zaunpfahl reißt alles wieder ein, was bis dahin vielleicht noch an interessanten Zweideutigkeiten existiert haben könnte, und lässt die Parabel über das Böse im Menschen endgültig wieder ins Pathetische kippen.

Fazit: 😞

## „Fuga / Fugue“ von Agnieszka Smoczyńska

Unser Mann beim 43. Polnischen Spielfilmfestival in Gdynia ... hat Gabriela Muskała offensichtlich bis jetzt immer nur in Rollen gesehen, wo sie ihr mimisches Talent nur erahnen ließ. Um so mehr ist er erfreut, dass sie in „Fuga / Fugue“ von Agnieszka Smoczyńska (im Hauptwettbewerb) aus dem Vollen schöpfen kann und sich auch noch das Drehbuch dafür schreiben durfte – für die Geschichte einer Frau mit doppeltem Knick in der Biografie. Vor zwei Jahren war die brave Mutter aus der Gegend von Wrocław verschwunden und hatte sich ohne jegliche Erinnerung in Warschau neu erfunden. Als starke, selbstbewusste Frau hatte sie sich durchs Leben geboxt, bis eine TV-Sendung ihre Identität offenlegte. Nun ist sie zurück in den Armen ihrer Familie und könnte sich kaum fremder fühlen. Ist sie noch die Person, welche die Lücke füllen kann, die sie als Mutter und Ehefrau einst hinterlassen hatte?

Nichts ist hier vom wilden, ungestümen Stil zu spüren, mit dem Smoczyńska in ihrem Debüt „Córki dancingu“ einst das Festival aufmischte. Die Kamera klebt an der grandios in Szene gesetzten Hauptfigur, in dunkel eingetönten Bildern versuchen sie gemeinsam ihr Innenleben zu enträtseln und mit der Außenwelt zu synchronisieren. Das hat bisweilen durchaus Anflüge eines Thrillers – vor allem in diesen Momenten tritt das Sounddesign in den Vordergrund und zeigt zusammen mit einer gezielten Farbmischung, wie viel man nach den Dreharbeiten noch zusätzlich aus dem Bildmaterial herauskitzeln kann. Das erinnert in den besten Momenten stark an Jagoda Szalc' atmosphärisch dichtes Debüt „Wieża. Jasny dzień“ (2017) und tut gut daran (was zum Teil auch aufs Konto einer sichtbar guten Arbeit der Location Scouts geht, die kongeniale Räume für die befremdliche und befremdete Aura der Protagonistin gefunden haben). Um den Rest kümmert sich oben schon gelobte Gabriele Muskała, die hier eine Leistung abliefert, die lange Zeit in Erinnerung bleiben wird.

Fun Fact am Rande für Nerds: In einem Nebenstrang erlebt hier tatsächlich das verhinderte Traumpaar aus „Statyści“ (2004) – Łukasz Simlat und Małgorzata Buczkowska-Szlenkier – seine Wiedervereinigung.

**Fazit:** 😊

## „Jak pies z kotem / A Cat with a Dog“ von Janusz Kondratiuk

Unser Mann beim 43. Polnischen Spielfilmfestival in Gdynia ... schätzt an Filmfestivals vor allem, dass es immer wieder Wundertüten gibt – Filme, von denen man vorher nichts gehört hat und nichts erwartet, die einen aber im Handumdrehen in ihren Bann ziehen. So war es dieses Jahr im Fall von „Jak pies z kotem / A Cat with a Dog“ von Janusz Kondratiuk (im Hauptwettbewerb). Die Brüder Janusz und Andrzej haben wenig miteinander zu tun, außer dass sie beide Regisseure und eben auch Brüder sind. Sie gehen einander aus dem Weg, bis Andrzej plötzlich zum Pflegefall wird und Janusz spontan beschließt, den weitgehend gelähmten Bruder bei sich zu Hause zu pflegen. In seinem idyllisch gelegenen Häuschen war nach dem Auszug der Kinder bereits Stille eingekehrt, nun sorgt stellt der neue Dauergast seine Geduld und die seiner Frau auf eine harte Probe – auf einmal müssen sie wieder ein Kleinkind betreuen, das aber keineswegs ein sonniges Gemüt ist und zu allem Überfluss zunehmend den Bezug zur Realität verliert.

Die zaghafte Annäherung der grundverschiedenen Charaktere hätte man auch als komödiantische Klamotte oder Tränendrüsendrucker inszenieren können, glücklicherweise wählte Kondratiuk einen anderen Weg. Mit behutsamer Hand reiht er alltägliche Szenen aneinander, ohne dem Reiz des Spektakulären und der Effekthascherei zu erliegen, überfrachtet seine Helden nicht mit übermenschlichen Fähigkeiten, vielmehr rückt er ganz nah an sie heran und ermöglicht Momente größter Intimität. Damit ist er dem semidokumentarischen Kino eines Andreas Dresen erheblich näher als emotional aufgeladenen Filmen wie „Moje córki krowy“, wo ebenfalls zwei grundverschiedene Geschwister auf eine Wellenlänge gebracht wurden. Ein gelungener Kunstgriff ist auch, die Szenerie zunehmend auch aus der Sicht des gelähmten Bruders zu zeigen und damit raffiniert Empathie für eine nicht unbedingt grundsympathische Figur zu erzeugen. Das kann aber nur funktionieren, weil Robert Więckiewicz und Olgierd Łukaszewicz das Brüderpaar mit Reibflächen so uneitel darstellen, dass man zeitweise vergisst, dass man sie noch aus ganz anderen Rollen kennt.

Fazit: 😊

## „Juliusz / Julius“ von Aleksander Pietrzak

Unser Mann beim 43. Polnischen Spielfilmfestival in Gdynia ... hegt inzwischen den Verdacht, dass es einen festen Schlüssel gibt, nach dem im jedem Jahrgang die Filme für den Haupt- und Nebenwettbewerb ausgewählt werden: etwas Historisches, etwas Soziales, etwas Experimentelles, etwas Animiertes, ein Kinderfilm und eine Komödie. Nur so lässt sich erklären, wie es „Juliusz / Julius“ von Aleksander Pietrzak (als Debüt im Hauptwettbewerb, in Polen seit 14. September im Kino) in den Hauptwettbewerb geschafft hat. Dabei waren in den vergangenen Jahren mit „Atak paniki“ und „Planeta singli“ sehr erfreuliche Genrevertreter am Start, an denen sich der Film messen lassen muss.

Worum geht es? Um den titelgebenden Juliusz, einen frustrierten und etwas einsamen Kunstlehrer (der bisweilen an Marek Koterskis ewigen Filmhelden Adam Miaczyński erinnert), der es weder gebacken bekommt, eine Familie zu gründen, noch seinen Vater (immer solide: Jan Peszek) in den Griff zu bekommen, der sich auf direktem Weg in den dritten Herzinfarkt säuft und vögelt. Bei einem seiner peinlichen, aber gut bezahlten Nebenjobs läuft ihm die Tierärztin Dorota über den Weg – eine Lichtgestalt mit leichten Schrammen, die ihm den Weg aus der Finsternis weist?

Die Gesetze des Genres erfordern, dass jetzt diverse Verwicklungen ihren Lauf nehmen, einige Nebenfiguren komische Kurzauftritte haben und Tragisches und Komisches einander abwechseln, im besten Fall jedoch zusammentreffen. Das funktioniert bisweilen auch dank einer soliden Schauspieler-Armada (immerhin sind u. a. Jerzy Skolimowski und Maciej Stuhr in Nebenrollen an Bord), leidet aber immer wieder an Abstürzen ins Klamottige. Einen ernstzunehmenden Spannungsbogen gibt es nicht (es sein denn, man begreift „kriegten sie sich am Ende?“ als einen solchen), dafür muss die Story unbedingt mit einer leichten Kriminalhandlung angereichert werden, um über die Distanz zu kommen – ein Rückfall in die komödientechnisch finsternen Neunziger. Da können auch die netten Animationssequenzen nichts mehr retten, die eine schöne Klammer hätten bieten können, aber nur schmückendes Beiwerk bleiben.

Fazit: 😞



## „Kamerdyner / The Butler“ von Filip Bajon

Unser Mann beim 43. Polnischen Spielfilmfestival in Gdynia ... hat gerade eine polnische Version der „Buddenbrooks“ gesehen, denn ähnlich wie sein deutscher Kollege Heinrich Breloer hat sich Filip Bajon schon eine ganze Weile dem historischen Kino verschrieben und schickt nach einigen Literaturverfilmungen nun die Familiensaga „Kamerdyner / The Butler“ (Eröffnungsfilm, als Premiere im Hauptwettbewerb, ab 21.9. in den polnischen Kinos) in Rennen. Die Region, in der die Saga spielt, ist eine ganz besondere – nachdem die Masuren („Róža“) und Wolhynier („Wołyń“) ihr historisches Filmporträt bekommen haben, sind nun die Kaschuben an der Reihe – jenes relativ kleine Volk an Polens Küste, das Günter Grass hervorgebracht hat.

Hier steigen wir im Jahr 1900 in die Handlung ein und sehen, wie sich die Schicksale der kaschubischen Bauernfamilie Miotke und dem Gutshaus der preußischen Adelsfamilie von Krauss untrennbar miteinander verquicken. Die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts bringt unruhige Zeiten, in denen Grenzen hin- und hergeschoben werden, Länder entstehen und verschwinden und die Makro-Weltpolitik immer wieder auch den Mikrokosmos Dorf mit sich reißt. Der Kammerdiener aus dem Titel ist dabei weniger Hauptfigur als ein roter Faden, der die zahlreichen weiteren Erzählstränge beisammen hält und vor allem in eine Romanze verwickelt ist, deren Standard-Schnittmuster „die Verhältnisse ließen sie nicht zusammenkommen“ offensichtlich zum Pflichtrepertoire solcher Filme gehört.

Bajon verzichtet bei seinem chronologischen Ritt durch die Jahrzehnte in epischer Länge von 150 Minuten auf einen klassischen Spannungsbogen und inszeniert die Familiengeschichte als ein Gruppenporträt, dessen durchaus zahlreiche Protagonisten mit den Jahren an Tiefe gewinnen. Das ist nicht immer große Kunst, aber durchgehend fingerfertiges Kunsthandwerk mit einigen originellen Szenen, bei denen der Regisseur ein wenig in Richtung der Historienfilmer Andrzej Wajda und Wojciech Smarzowski zu schielen scheint. Die Darsteller verkörpern ihre Charaktere und ihre Wandlungen glaubwürdig, besonders positiv fallen hier (einmal mehr) Janusz Gajos als kluger Dorf-Diplomat und Marianna Zydek als ungestüme, emanzipierte junge Adlige auf, die wie eine polnische Wiedergängerin von Jessica Schwarz wirkt. Auch die heimliche Hauptfigur der Gräfin von Krauss, gekonnt in Szene gesetzt von Anna Radwan, hält Familie und Film zusammen. Der wird das Genre mit Sicherheit nicht revolutionieren, hat ihm aber auch keinen nachhaltigen Schaden zugefügt.

Fazit: 😊

## „Kler / Clergy“ von Wojciech Smarzowski

Unser Mann beim 43. Polnischen Spielfilmfestival in Gdynia ... hat lange nicht mehr solch einen Rummel um einen Film erlebt, der gerade erst (genauer: am 28.9.) in die Kinos kommt, wie bei „Kler / Clergy“ von Wojciech Smarzowski (als Premiere im Hauptwettbewerb). Der hat eine erschreckende Drehgeschwindigkeit, denn nach dem Opus „Wołyń“ im vergangenen Jahr legt er schon wieder ein über zweistündiges Werk vor. Und wie fast immer rauschte im Vorfeld der Blätterwald gewaltig, denn nach der Polizei in „Drogówka“ geht es jetzt über zwei Stunden lang der katholischen Kirche an den Kragen.

In dieser Zeit begleiten wir einige Tage lang drei alte Freunde, die an unterschiedlichen Orten für die Kurie arbeiten: die Priester Kukuła (Smazowski-Stammgast Arkadiusz Jakubik), Trybus (auch nicht selten: Robert Więckiewicz) und Lisowski (Jacek Braciak). Ihr Leben könnte kaum verschiedener sein. Während Kukuła mit einer ständig klammen Gemeindegasse und massiven Missbrauchsvorwürfen kämpft, betreibt Trybus Pegelsaufen, um sein noch ungeborenes Kind und diverse Verstöße gegen die Straßenverkehrsordnung zu verdrängen, und Lisowski feilt mit diversen Intrigen an einer Karriere im Vatikan. Über allen thront der Erzbischof (Janusz Gajos), der über Unmengen von Geld verfügt und bei jedem schmutzigen Geschäft seine Finger im Spiel hat.

Von der ersten Sekunde an ist klar: Hier wird nicht mit dem Florett gefochten, sondern die Keule ausgepackt. Die Kirche ist im Film ein durch und durch verdorbener Organismus, ein Sündenpfuhl und ein Hort der Doppelmoral, ihre Spezialdisziplinen sind Erpressung, Betrug, Gewalt, Korruption, Lüge – und natürlich Missbrauch in jeglichem Sinne. Der Zuschauer hofft nach einer halben Stunde mit Entsetzen, es mit maßloser Übertreibung zu tun zu haben, hadert aber auch zunehmend mit der einseitig negativen Charakterzeichnung.

Zum Glück schafft es Smarzowski im weiteren Verlauf der Erzählung, den Figuren Tiefe zu geben. Schlaglichter aus der Vergangenheit lassen erahnen, was die Männer zu dem gemacht hat, was sie sind, und jeder von ihnen versucht auf seine Weise und in dem finsternen System ein wenig Rückgrat, Moral und Güte zu bewahren – mit unterschiedlichem Erfolg.

Das prasselt plakativ und mosaikartig in unzähligen Einzelszenen und atemberaubendem Tempo auf den Zuschauer ein, kann aber nicht verbergen, dass es hier weniger um ein heterogenes Gruppenporträt als um eine klare These (s. o.) geht, zumal vor allem der Umgang mit sexuellen Missbrauchsfällen kritisch in den Vordergrund gerückt wird. Damit dürften – um in der Sprache des Gegenstands zu bleiben – vor allem die Bekehrten bekehrt werden, die ohnehin (auch interne) Kirchenkritiker oder gar -gegner sind. Zum Film kritisch Eingestellte werden ihn vermutlich gar nicht erst sehen oder ihm (nicht völlig unberechtigt) vorwerfen,

Einzelfälle als Systemfehler darzustellen und alles Positive auszublenden. Beide Seiten dürften durch den Film aber weder Empathie füreinander entwickeln noch irgendeine neue Erkenntnis gewinnen. Was übrig bleibt, ist ein etwas überladener Film über Debatten, die Polen im Jahr 2018 sehr bewegen und durch ihn noch einmal erheblich hitziger werden dürften, mit einigen gelungenen Bildern, die sich auf die Netzhaut brennen.

Fazit: 😊

## „Krew Boga / The Mute“ von Bartosz Konopka

Unser Mann beim 43. Polnischen Spielfilmfestival in Gdynia ... war vorgewarnt: „Krew Boga / The Mute“ von Bartosz Konopka (als Premiere im Hauptwettbewerb) eilte der Ruf voraus, sich einen feuchten Kehricht um Konventionen und Genreschubladen zu scheren, sondern in vielerlei Hinsicht Neuland zu betreten.

Das stimmt sogar im Wortsinne: Wir begeben uns ins Frühmittelalter. Zwei Missionare betreten aus ihrer Sicht unzivilisiertes Land. Ihre Aufgabe ist fest umrissen: Einheimische zu finden und sie zum christlichen Glauben zu bekehren. Wenn der König in einigen Monaten mit seiner Armee eintrifft, müssen die wilden Ureinwohner Christen geworden sein, sonst werden sie mit dem Schwert von der Gnade des Herrn überzeugt werden müssen. Das ist nicht einfach – der Volksstamm, der in den Felsen der Insel sesshaft geworden ist, hat seine eigenen Götter und Rituale, auch ihre Sprache ist unverständlich. Die Konzepte der beiden Neuankömmlinge zu ihrer Bekehrung könnten verschiedener kaum sein – während Willibrord es vor allem mit Gewalt, Einschüchterung und Feuereifer versucht, wählt der Namenlose den Weg des Dialogs, der Empathie, der schrittweisen Annäherung. Damit werden die beiden zwangsweise zu Konkurrenten.

Ästhetisch ist der Film weniger unkonventionell, als zu erwarten war. Die Sprache bzw. die miteinander konkurrierenden Sprachen sind nur ein Erzählelement von vielen, viel wichtiger ist die Bild-Inszenierung vor allem der Einheimischen mit ihren rätselhaften Ritualen, Kleidungen und Behausungen. Dramaturgisch entwickelt sich aus einer simplen Ausgangskonstellation ein Konflikt, dessen Fragestellungen bis heute aktuell sind und dessen tragische Dimension antike Ausmaße hat.

Der Fairness halber sei angemerkt, dass der Film durchaus seine logischen und technischen Schwächen hat. Warum haben beispielsweise im Frühmittelalter in der Wildnis auch ältere Menschen tadellose Gebisse? Oder sind lange vor der Erfindung der Lampe gleichmäßig von vorn und hinten ausgeleuchtet? Und warum spricht der König ein Gemisch aus Polnisch, Englisch und Niederländisch? Das ändert jedoch nichts daran, dass der Film im Meer der Neuerscheinungen eine unverwechselbare Handschrift trägt, die Arthouse-Fans anspricht und trotzdem keine elitäre Veranstaltung ist.

Fazit: 😊

## „Pewnego razu w listopadzie / Once upon a time in November“ von Andrzej Jakimowski

Unser Mann beim 43. Polnischen Spielfilmfestival in Gdynia ... begrüßt den Regisseur Andrzej Jakimowski nach seinen Auslands-Ausflügen wieder zurück in Polen – und erkennt ihn kaum wieder, denn der Mann, den man bisher für seine kleinen, melancholischen, metaphysisch angehauchten Provinzgeschichten schätzte, ist mit „Pewnego razu w listopadzie / Once upon a time in November“ (im Hauptwettbewerb, in Polen bereits auf DVD erschienen) in den polnischen Realia des 21. Jahrhunderts angekommen. Und die sind, im Speziellen in der Hauptstadt, nicht immer idyllisch. Wir begeben uns ins Milieu der Wohnungslosen, das durch horrenden Mietpreise und skrupellose Vermieter bzw. Investoren nicht unbedingt kleiner wird.

Der Jura-Student Mareczek (Grzegorz Palkowski), seine Mutter (Agata Kulesza) und ein zugekaufter Hund irren durch die polnische Hauptstadt und suchen verzweifelt eine Bleibe, nachdem sie unvermittelt aus ihrer Wohnung geworfen wurden und nur das Nötigste mitnehmen konnten. Die Notunterkünfte sind überfüllt oder dulden keine Haustiere, von dem Hund will sich die Mutter aber um keinen Preis trennen. Tagsüber wird Normalität simuliert, abends beginnt stets aufs Neue der endlose, gefährliche Kampf um einen warmen Schlafplatz. In einem anfangs dezent, dann zunehmend dominant eingewebten zweiten Erzählstrang geht es auch darum, wie in Polen mit Erinnerungsorten polnischer Geschichte umgegangen wird.

Das zeigt uns Jakimowski in seiner (in Teilen modernen Version von Marek Hłaskos „Der achte Tag der Woche“) mit behutsamen, nicht überladenen Bildern, welche den Kontrast zwischen der gut beheizten Welt der Reichen und der eiskalten Welt der Obdach- und Mittellosen unterstreichen. Mehr noch: Er greift auf authentisches Material zurück, das er mit seiner Filmcrew beim „Marsch der Unabhängigkeit“ am 11. November 2013 anfertigte, und gründiert damit seinen Anspruch auf Realismus. Trotzdem erlaubt er sich gelegentlich das eine oder andere poetische Bild (meist mit Beteiligung von Tieren) und lässt dabei seine Klasse durchschimmern. Insgesamt kämpft der Film aber mit denselben Schwierigkeiten, mit denen jeder Film mit Wirklichkeitsbezug und einer klaren Botschaft zu kämpfen hat – zu oft steht die (bisweilen plakativ inszenierte) Botschaft im Vordergrund und kommt Erzählrhythmus und Ästhetik in die Quere.

**Fazit:** 😊

## „Twarz / Mug“ von Małgorzata Szumowska

Unser Mann beim 43. Polnischen Spielfilmfestival in Gdynia ... bemüht sich darum, möglichst unvoreingenommen in jede einzelne Vorführung zu gehen, kann aber trotzdem nicht vergessen, dass er sich spätestens seit „Im Namen des“ immer wieder fragt, ob die Qualität der Filme von Małgorzata Szumowska die Frequenz rechtfertigt, mit der sie und ihre Urheberin auf internationalen Festivals herumgereicht werden. Daran wird auch ihr neuester, bereits von der Berlinale bekannter Output „Twarz / Mug“ (im Hauptwettbewerb, in Polen bereits auf DVD erschienen) nicht viel ändern.

Dabei ist die Ausgangsposition nicht schlecht: Wir begeben uns in die Provinz, wo Männer noch saufen, Schweine mit der Axt geschlachtet werden, sich alle sonntags in der Kirche efinden und Frauen sich um Kinder und Küche kümmern. Hier begegnen wir Jacek (immer eine Bank: Mateusz Kościukiewicz), der zwar ein schlichtes Gemüt ist, aber auch ein großer Romantiker, wenn er den Thrash Metal in seinem roten Polski Fiat auf volle Pulle dreht und in die Ferne rast, um doch immer wieder ins schützende Nest von Familie und Dorfgemeinschaft zurückzukehren. Er verlobt sich sogar – und stürzt kurz darauf beim Bau einer monströsen Christus-Statue von einem Baugerüst. Mit einem neuen Gesicht kommt er zurück und stellt damit allen anderen die Frage, wie viel Fremde sie vertragen können.

Das ist nett ausgedacht, verfügt bis in die Nebenrollen (vorneweg wieder einmal Agnieszka Podsiadlik, die als nahezu inzestuös liebende Schwester brilliert) über hervorragendes Personal und strotzt vor visuellen und inszenatorischen Ideen. Aber dummerweise drückt auch diesmal wieder durch, was vielleicht einmal als „Smoczyńska-Syndrom“ in die Filmgeschichte eingehen wird: Irgendwann fängt das Drehbuch an zu mäandern und zu schlingern, die Überraschungen wechseln sich mit erschreckend stereotypen Szenen ab (erschreckend, wie platt beispielsweise auf die katholische Kirche eingepregelt wird), Vorhersehbarkeiten vermengen sich mit Ephemerem, dezente Einfälle werden von plakativen Sequenzen nahezu erdrückt und am Ende fragt man sich, wo das Ganze denn nun eigentlich hinführen soll. Selbst die wunderschön fotografierten Bilder bergen Reizpotenzial, wenn man die systematisch verwaschenen Bildbereich nicht als Ästhetisierung, sondern als Manierismus oder gar Bevormundung versteht.

Es bleibt also nach wie vor bei dem innigen Wunsch, Szumowska möge sich neben Michał Englert endlich einen weiteren talentierten Ko-Drehbuchautoren ins Boot holen. In Polen gibt es genug davon.

**Fazit:** ☹

## „Ułaskawienie / Pardon“ von Jan Jakub Kolski

Unser Mann beim 43. Polnischen Spielfilmfestival in Gdynia ... ist immer wieder darüber erstaunt, wie Jan Jakub Kolski es schafft, seinem typischen Autorenstil treu zu bleiben und doch immer wieder völlig unterschiedliche Filme zu machen. So findet man auch in „Ułaskawienie / Pardon“ (als Premiere im Hauptwettbewerb) wieder seine Trademarks: eine kleine Geschichte, die in der Provinz und meist unter freiem Himmel spielt und doch die ganze Tragik der Welt spiegelt. Auch autobiografische Züge sind in Kolskis Arbeiten nicht selten.

In dieser Hinsicht ist sein neuer Film zu 100 % Kolski. Er beginnt in der Ich-Form und führt aufs Land zu seinen Großeltern nach Popielawy, wo Kolski wichtige Jahre seiner Kindheit verbrachte. Den (scheinbaren) authentischen Eindruck unterstreichen Super8-Sequenzen wie aus dem Familienarchiv. Aber wir sehen in ihnen nicht Kolskis Großeltern Hanna und Jakub, sondern die Schauspieler Grażyna Błęcka-Kolska (Kolskis Ex-Frau) und Jan Jankowski. Sie geben virtuos ein Paar, das nicht wie füreinander geschaffen wirkt und trotzdem in seiner jeweils individuellen Dickköpfigkeit geistesverwandt scheint. Aber Dickköpfigkeit ist lebensgefährlich, denn wir sind in der Nachkriegszeit und von Recht und Ordnung kann keine Rede sein. Die neue kommunistische Staatsmacht verhaftet und foltert nach Gutdünken, während in den Wäldern Guerilla-Kämpfer den Krieg auf eigene Faust fortsetzen. Einer von ihnen ist ihr Sohn Wacław. Er wird 1946 vom Geheimdienst erschossen und seine Eltern beschließen, ihn wider alle Vernunft in den hunderte Kilometer entfernten Karpaten zu bestatten. Die Tour dorthin mit Sarg, Pferd und Holzwagen ist nichts Geringeres als ein Himmelfahrtskommando, denn es wimmelt an allen Ecken von Gefahren.

Kolski erzählt dieses Roadmovie in wunderschönen Naturaufnahmen, in denen Menschen meist animalischer als die Tiere wirken. Was auch das zentrale Thema ist – die Entmenschlichung des Menschen im Krieg und sein verzweifelter Kampf um die Wiedererlangung der Würde. Dieser Kampf der beiden Sturköpfe in zahlreichen Episoden wirkt stets glaubwürdig, kommt oft ohne Worte aus und transportiert einen tiefen Ernst. Es gehört zu Kolskis Kunststücken, dass trotzdem Raum für Komik bleibt, ohne die Erhabenheit des Themas zu zerstören. Vor allem im Kino haben die Bilder eine nahezu narkotische Wirkung und bleiben lange haften.

Fazit: 😊

## „Wilkołak / Werewolf“ von Adrian Panek

Unser Mann beim 43. Polnischen Spielfilmfestival in Gdynia ... hat sich schon gefragt, wo in diesem Jahr das Genrekino geblieben ist. Zum Glück ist da ja noch „Wilkołak / Werewolf“ von Adrian Panek (als Premiere im Hauptwettbewerb), der als polnisch-niederländische Koproduktion die Schublade „Thriller mit Horror-Elementen“ bedient. Das polnische Kino hat schon einige Male bewiesen, dass auch in solchen populären Bereichen durchaus Filmkunst entstehen kann.

Es beginnt tatsächlich auch mit einem Horrorszenario: Das KZ Groß-Rosen und seine Außenstellen wird von den Nazis geräumt. Die meisten Häftlinge werden auf den Marsch nach Westen geschickt oder erschossen, nur wenige können entkommen. Das gelingt auch einer Gruppe Kinder und Jugendlicher, die von den sowjetischen Truppen in ein verlassenes Schloss in den Bergen verfrachtet werden. Der vermeintliche Fluchtort entpuppt sich bald als Falle – es gibt weder Wasser noch etwas zu essen und im Wald liegen Leichen mit Bissspuren am Hals. Man sagt, geflüchtete SS-Männer hätten sich in Werwölfe verwandelt und suchten nun blutrünstig nach Opfern. Aber die Wahrheit ist viel schlimmer: Es sind abgerichtete KZ-Hunde, die nun führerlos durch die Wälder streifen und nach allem schnappen, was nach Fleisch riecht. Daraus hätte man leicht einen Film nach dem Zehn-kleine-Negerlein-Prinzip machen können, in dem die Eingeschlossenen Stück für Stück dezimiert werden. Klassische Motive und Kunstgriffe des Genres werden auch durchaus bedient und machen so manche Szene etwas vorhersehbar. Das wird aber mehr als aufgewogen durch den Umstand, dass der Film eine klar umrissene Thema hat, das weit über Thrill und Effekthascherei hinausgeht – es geht um den Krieg als Zeit der Barbarei und den Kampf der Zivilisation darum, wieder zu einem kulturvollen Umgang mit anderen und sich selbst zurückzufinden. Auf einer abstrakteren psychologischen Ebene ist auch der Kampf in jedem Menschen zwischen dem Animalischen und Humanen ein verborgenes Sub-Thema. Damit hat der elegisch-poetische Film „Ułaskawienie / Pardon“ von Jan Jakub Kolski, der im gleichen Zeitraum spielt und ebenfalls im Hauptwettbewerb läuft, einen unerwarteten Bruder bekommen, und zwar einen ebenbürtigen. Das Pärchen würde im Double Feature ganz hervorragend funktionieren.

Fazit: 😊



## „Zabawa zabawa / Playing Hard“ von Kinga Dębska

Unser Mann beim 43. Polnischen Spielfilmfestival in Gdynia ... hat Kinga Dębska noch sehr gut von ihrem letzten Film „Moje córki krowy“ in Erinnerung als warme, empathische Geschichte vor allem starker Frauen. Folglich war ähnliches von „Zabawa zabawa / Playing Hard“ (als Premiere im Hauptwettbewerb) zu erwarten, auch wenn das Thema ein ganz anderes ist – es geht um Alkoholismus. Aber weder sind es hier die Männer, die saufen (wie in den meisten anderen Filmen) noch geht es um den Klischeetrinker auf der Parkbank.

Wir verfolgen die Irrungen und Wirrungen dreier Frauen unterschiedlichen Alters, bei denen klassischer Erklärungsmuster des Typs „ich trinke, weil ...“ nicht ziehen, denn nach außen hin können sie sich weder über Armut noch Mangel an Sozialkontakten beklagen. Sie trinken, weil Alkoholismus eine Krankheit ist und erst dann bekämpft werden kann, bis der/die Erkrankte sich seine Krankheit auch eingesteht. Bis dahin ist es aber ein langer Weg, auf dem die drei mächtig ins Schlingern kommen. Einer anerkannte Ärztin (Dorota Kolak), muss irgendwann im Dienst das Skalpell aus der Hand gerissen werden, um Schlimmeres zu verhindern, die Staatsanwältin (Agata Kulesza) genießt zwar Immunität, kann aber ihre Sucht nicht mehr vor den stets neugierigen Medien verbergen und die Studentin (Maria Dębska) wacht nach einer durchzechten Nacht schwanger auf, ohne den Vater überhaupt zu kennen. Mit der Polizei kommen sie alle in Konflikt.

Wir verfolgen den nicht endenden Kämpfen mit sich selbst und dem sozialen Umfeld in kurzen Episoden, die nicht weiter miteinander verkordelt werden. Darin liegt vielleicht auch das Problem des Films – er nimmt seine Figuren ernst und macht keine Witze auf ihre Kosten, fügt dem Thema aber (außer einer verstärkt weiblichen Perspektive im Gegensatz z.B. zu „Pod mocnym aniołem“) nichts grundlegend Neues hinzu. Interessant bleibt es vor allem dank der guten Leistungen der Hauptdarstellerinnen, wobei Dorota Kolak in ihrem uneitlen Auftreten sogar die ebenfalls exzellente Agata Kulesza an die Wand spielt.

Fazit: 😊

## „Zimna Wojna / Cold War“ von Paweł Pawlikowski

Unser Mann beim 43. Polnischen Spielfilmfestival in Gdynia ... kann sich denken, wie viele schlaflose Nächte Paweł Pawlikowski vor seinem aktuellen Film hatte. Mit einem solch schweren Rucksack, in dem sich der mit Preisen inkl. Oscar überhäufte Hit „Ida“ befindet, kann man eigentlich nur verlieren. Wie geht Pawlikowski damit um?

Er versucht gar nicht erst, sich in „Zimna Wojna / Cold War“ (im Hauptwettbewerb und derzeit auch bei der Filmkunstmesse Leipzig) neu zu erfinden, sondern bleibt seinem bewährten Autorenstil treu, ja kopiert ihn bis hin zum Selbstzitat. Das Bildformat ist wieder schmal, die Farben schwarz-weiß-grau, die Bilder gestochen scharf und wir kleben erneut am Gesicht einer Frau. Joanna Kulig mimt die anfangs noch blutjunge Zula, die im Nachkriegspolen schon einiges auf dem Kerbholz hat, aber durch Talent und Charisma einen Platz im Elite-Volksmusikensemble „Mazurek“ (Vorbild ist natürlich die Gruppe „Mazowsze“) bekommt. Dort erklingt auch die Volksweise „Dwa serduszka“ von den zwei Herzen, die nicht zueinander finden können. Welche das sind, ist auch schnell klar: das von Zula und das des künstlerischen Ensembleleiters Wiktor (wie immer in seiner Größe und Zerbrechlichkeit berücksichtigend: Tomasz Kot).

Aber wir haben tiefsten Stalinismus und das Lied handelt von unglücklicher Liebe. Wir folgen also dem tragischen Schicksal dieser Beziehung, die schon im Keim vom politischen Kontext zum Scheitern verurteilt ist, durch mehrere Jahrzehnte und Länder. Das hat, salopp gesagt, etwas von einer ernsthafteren Version von „Lalaland“, unterlegt mit einem verzaubernd schönen und wärmend analog brummenden Soundtrack aus Folklore, Jazz und Chansons und stimmig fotografiert. Pawlikowski hält gekonnt die Waage zwischen großem Politikum und privatem Drama, um weder den romantischen noch den sozialen Strang zu vernachlässigen.

Das gewinnt insgesamt von der Story her sicherlich nicht einen halben Originalitätspreis, ist aber wieder aus einem Guss und wird getragen von einer Weltklasse-Leistung von Joanna Kulig, die in unterschiedlichen Altersstufen das trotzige Landei, die gekränkte Diva, die verirrte Fremde oder die leidenschaftliche Geliebte (im Idealfall gleichzeitig) gibt und dabei auch noch überirdisch schön singt. Auch in den Nebenrollen ist beispielsweise mit Agata Kulesza (wieder einmal der personifizierte Zynismus) und Borys Szyc wieder erstklassiges Personal am Start und am Drehbuch wirkte der leider verstorbene Janusz Głowacki mit, so dass man kein Prophet sein muss, um der internationalen Produktion eine steile Karriere sowohl in Gdynia als auch im Rest der Welt vorauszusagen.

**Fazit:** 😊

## Nebenwettbewerb „Inne spojzenie / Visions Apart“

### „53 wojny / 53 Wars“ von Ewa Bukowska

Unser Mann beim 43. Polnischen Spielfilmfestival in Gdynia ... hat sich im vergangenen Jahr nach der brillanten (und mit einem Preis honorierten) Nebenrolle von Magdalena Popławska in „Atak paniki“ sehnlich eine Hauptrolle für die Dame gewünscht, damit sie über die lange Distanz ihr Können zeigen kann. Das muss jemand heimlich belauscht haben, denn schon ein Jahr später wird der Wunsch in „53 wojny / 53 Wars“ von Ewa Bukowska (als Debüt im Nebenwettbewerb „Visions Apart“) erfüllt.

Die Handlung ist nicht ausgedacht, sondern basiert auf dem Buch „Miłość z kamienia“ (Steinerne Liebe) von Grażyna Jagielska, die ihr Leben als Frau eines Kriegsreporters schilderte. Das klingt nur auf den ersten Blick komisch – eine Frau versucht zu Hause ein normales Leben zu führen, Haushalt und Kinder im Griff zu behalten und sich selbst beruflich zu verwirklichen, während der Ehemann als Journalist von einem bewaffneten Konflikt zum nächsten eilt. Zermürend ist nicht nur seine ständige Abwesenheit, sondern auch bei jedem Abschied die bange Frage: Wird er wiederkommen? Die ständige Angst um den Mann steigert sich bis zur Neurose.

Diesen Konflikt, der vor allem im Kopf der daheimgebliebenen Frau tobt, wird von Popławska grandios auf die Leinwand gebracht. Leider bleibt die Geschichte aber mit wenigen Ausnahmen weitgehend frei von überraschenden Wendungen. Die Katastrophe ist absehbar, der Konflikt stets derselbe. Aus diesem Grund zieht sich der Film für den Zuschauer ziemlich in die Länge und schmälert die Freude an der Leistung seiner Hauptdarstellerin.

Fazit: 😊

## „Dzień Czekolady / The Day of Chocolate“ von Jacek Piotr Bławut

Unser Mann beim 43. Polnischen Spielfilmfestival in Gdynia ... passt bei Kinderfilmen immer genau auf, dass er in der Nähe der Zielgruppe sitzt, denn was einem erwachsenen Rezensenten gefällt, muss noch lange nicht beim primären Zielpublikum ankommen. Die junge Horde bei „Dzień Czekolady / The Day of Chocolate“ von Jacek Piotr Bławut (als Debüt im Nebenwettbewerb „Visions Apart“) hat sich zwar nicht kaputt gelacht, aber das Geschehen bis zum Ende aufmerksam und mucksmäuschenstill verfolgt.

Konzentration ist auch nötig, denn die Geschichte ist vielschichtig und nicht in einem Satz zusammenzufassen. Die Ausgangslage: Die selbstbewusste Monika zieht mit ihren Eltern in die ländliche Idylle, von wo sie mit schöner Regelmäßigkeit abhaut – nicht, weil ihr die Natur nicht gefallen würde, sondern weil sie sich nach ihrer Großmutter sehnt. Ihre Eltern hatten ihr nach deren Tod erklärt, Oma sei jetzt als Hula-Tänzerin auf Hawaii. Seitdem trifft man Monika ständig mit einem Hula-Kleid an, gerne in Blätterhaufen eingegraben im Wald – so, wie Kinder ihre Trauer verarbeiten. Damit hat auch der schüchterne Nachbarjunge Dawid zu kämpfen, der in seiner Katze die Reinkarnation seiner ertrunkenen kleinen Schwester sieht. Nachdem sie sich angefreundet haben, machen sie gemeinsam eine Entdeckung: Auf dem Dachboden steht eine alte Uhr, die in eine andere Welt führt. Hier werden Erinnerungen verwaltet und hier wohnt auch ein Zeitreisender (Dawid Ogrodnik), der nach Schokolade süchtig ist, aber auch magische Kräfte hat. Und ist die Psychologin (Katarzyna Kwiatkowska), die sich um Monika kümmern soll, nicht in Wirklichkeit eine böse Hexe?

Dies ist nur ein Ausriss aus der Handlung, sie ist wesentlich verzweigter und beziehungsreicher. Das hat den Vorteil, dass dem Zuschauer viel Raum für Phantasie gelassen wird, die man hier so genussvoll feiert. Die Bilder von Radosław Ładczuk sind kongenial farbig und lassen in ihrem virtuoson Ideenreichtum so manchen Erwachsenenfilm sehr alt aussehen. Gewiss spricht der Film durch seine Problematisierungen (Trauerarbeit, Verlustangst, Trennung der Eltern, Kraft der Erinnerungen) vor allem ältere Kinder an. Da hier aber vor allem die Imaginationskraft der kindlichen Phantasie das Gestaltungsprinzip ist, dürfte der Film für die jüngere Generation verständlich bleiben und hält gleichzeitig für ihre Eltern eine Wundertüte origineller, überraschender Ideen bereit,

Fazit: 😊

## „Jeszcze dzień życia / Another Day of Life“ von Damian Nenow und Raúl de la Fuente

Unser Mann beim 43. Polnischen Spielfilmfestival in Gdynia ... hat den obligatorischen Gattungs-Hybriden des diesjährigen Jahrgangs ausgemacht – „Jeszcze dzień życia / Another Day of Life“ von Damian Nenow und Raúl de la Fuente (als Debüt im Nebenwettbewerb „Visions Apart“, läuft zur Zeit auch bei der Filmkunstmesse Leipzig und später regulär in deutschen Kinos) verbindet als Animadok Elemente des Dokumentar- und Animationsfilms, denn es geht nicht nur um Geschichten, sondern auch um Geschichte. Wir begleiten den Reporter Ryszard Kapuściński (Verfasser der gleichnamigen Reportage „Wieder ein Tag Leben“) nach Angola, wo die portugiesische Kolonialmacht in sich zusammenfällt und das Chaos ausbricht. In einem blutigen Bürgerkrieg stehen sich linke und eine rechte Verbände gegenüber – aber es ist kein Regionalkonflikt. In Angola gibt es wichtige Bodenschätze und die Großmächte stehen nach Ende des Vietnamkriegs Gewehr bei Fuß, um den Kalten Krieg nach Afrika zu tragen. Der Reporter mit dem untrüglichen Instinkt für entscheidende Orte und Personen spürt: Hier entscheidet sich die Geschichte Afrikas. Deshalb muss er mitten ins Konfliktgebiet, um zu erfahren, wer in dem Krieg seine Finger im Spiel hat, mit welchen Mitteln gekämpft wird und wer Opfer bzw. Täter ist. Immer wichtiger wird für ihn dabei die grundsätzliche Frage, ob und wie sehr ein Journalist selbst in die Geschichte eingreifen darf.

Wir begleiten „Ricardo“ Kapuściński und einige seiner Begleiter im Wesentlichen in zuerst mit Schauspielern gefilmten und dann animierten Bildern, die stilistisch eng mit „Waltz with Bashir“ verwandt sind. Dazwischen tauchen immer wieder Dokumentarfotos und -filmschnipsel auf, versetzt mit dezent eingesetzten Talkin-Heads-Aufnahmen, in denen noch lebende Protagonisten die Ereignisse aus ihrer Perspektive schildern. Kapuściński selbst begegnen wir auf der Tonspur in Zitaten.

Das funktioniert als Film vor allem deshalb, weil hier (im Gegensatz zum im ähnlichen Verfahren produzierten „Loving Vincent“) die Möglichkeiten des Animationsfilms voll ausgeschöpft werden. Der Realfilm ist nur die Ausgangsposition, die Geschichte wird aber vor allem in Farben, Perspektiven und surrealistischen Sequenzen zu einem visuellen Erlebnis. Das Bild ist hier nicht Ausstattung, sondern unveräußerliches bedeutungstragendes Element. Ein wenig weniger Sprache hätte der Film deshalb sicherlich vertragen, aber im Hinblick auf ein zu erwartendes großes Publikum in aller Welt ist der hohe Anteil des gesprochenen Worts aber nachvollziehbar.

Fazit: 😊

## „Moja polska dziewczyna / My Friend the Polish Girl“ von Ewa Banaszekiewicz

Unser Mann beim 43. Polnischen Spielfilmfestival in Gdynia hat bei „Moja polska dziewczyna / My Friend the Polish Girl“ von Ewa Banaszekiewicz und Mateusz Dymek (als Debüt im Nebenwettbewerb „Visions Apart“) gleich wieder zentnerschwer zu spüren bekommen, dass in der Nebenreihe die FilmKUNST den Ton angibt, denn der Film bedient sich von der ersten Sekunde an unkonventioneller Gestaltungsmittel und schwankt offensiv zwischen Dokument und Inszenierung. Dabei ist der Gegenstand so prosaisch wie fest umrissen: Die 42-jährige Schauspielerinnen Alicja (erschreckend authentisch: Aneta Piotrowska) arbeitet (wie tausende andere Polinnen auch) seit über zehn Jahren in London, das sich gerade auf den Brexit vorbereitet, und lebt dort mit ihrem Freund zusammen. Der verlässt aber den Film und gleichzeitig die gemeinsame Wohnung. Diese Frau mit den großen, traurigen Augen, die nie weinen, hat nun die Kamera für sich alleine – und sie hat etwas Geheimnisvolles, Verborgenes, Tragisches an sich, mit dem sich nun der Raum zwischen ihr und der zunehmend voyeuristischen Kamera füllt.

Dokumentaristin und Off-Erzählerin und ist eine junge Amerikanerin namens Katie. Sie mischt sich permanent (nicht nur mit Kommentaren) in die Handlung ein, bewertet Ereignisse mit Emojis oder Hashtags und hebt Zitate über den meist in Schwarz-Weiß gehaltenen Bildern in wackeliger Hand- (oder Handy-?) Kamera in dicker Schrift hervor. Gelegentlich visualisieren animierte Sequenzen das, was weder gesagt noch abgefilmt werden kann. Bunt ist hingegen die digitale Welt, vor allem die bei Facebook.

Nach dem Instagram-Film „Szatan kazał tańczyć“ (zu dem es einige Parallelen gibt) haben wir es hier also gefühlt mit einem Facebook-Film zu tun. Aber hier geht es nicht um die visuellen Mittel und Möglichkeiten eines sozialen Netzwerks, sondern um die Un-/Möglichkeit, zu dokumentieren ohne zu beeinflussen, um Loyalität, um Einsamkeit und die Suche nach Geistesverwandten – verpackt in eine experimentelle Form, die es dem Zuschauer nicht leicht macht und ihn bisweilen auch durch Längen überfordert, aber auf jeden Fall Mut zur Eigenständigkeit hat.

**Fazit:** 😊

## „Monument“ von Jagoda Szalc

Unser Mann beim 43. Polnischen Spielfilmfestival in Gdynia ... hat sich schon daran gewöhnt, dass jedes Jahr im Nebenwettbewerb „Visions Apart“ ein Ensemblefilm von und mit Studierenden der Filmhochschule Łódź läuft – und ebenso daran, dass in der Regel aus sehr guten Einzelleistungen von Nachwuchs-Schauspielern nicht unbedingt ein schlüssiges Ganzes entstehen muss. Aber in diesem Jahr heißt der Absolventen-Film „Monument“ und die Regisseurin Jagoda Szalc. Zur Erinnerung: Die legte im letzten Jahr mit „Wieża. Jasny dzień.“ ein Debüt hin, das viele überraschte und begeisterte.

Sie schickt zwanzig junge Leute auf die Reise, genauer gesagt auf einen Ausflug in den Wald. Dort steht ein Hotel, wo sie ein Praktikum absolvieren sollen. Die stramme Managerin macht gleich bei der Begrüßung klar, dass das kein Erholungsurlaub wird. Hier wird nicht widersprochen, sondern geschuftet – im Wäschekeller, in der Küche, im Zimmerservice, auf dem Müllplatz. Und der rätselhafte Podest muss auch jeden Tag neu geschrubbt werden.

Was in der Zusammenfassung noch simpel, realistisch und unspektakulär klingt, wird in der Umsetzung schnell zum Kunstwerk. Denn während wir die jungen Leute dabei beobachten, wie sie ihre Arbeit verrichten, heimlich Party machen oder die schier endlosen Räume der in die Jahre gekommenen Herberge erkunden, schleichen sich Unklarheiten, Rätselhaftigkeiten, Fragwürdigkeiten ein. Warum ist im Schwimmbad kein Wasser? Warum ist es draußen nie hell? Warum sieht man nie Gäste? Wieso wechseln ständig Zwei-Złoty-Stücke ihren Besitzer? Was wird da eigentlich gekocht und was haben menschliche Zähne im Fleisch zu suchen?

Wir wissen seit „Wieża“: Jagoda Szalc kann Thriller. Deshalb funktioniert das Ganze über einen längeren Zeitraum, ohne anzuöden oder zu überfordern, obwohl die (möglicherweise zum Teil improvisierten oder in Zusammenarbeit mit den Schauspielern entstandenen) Einzelszenen dem Zuschauer wenig Chancen bieten, einen roten Faden zu spinnen. Das vielleicht größte Verdienst der Regisseurin ist aber, dass sie es schafft, die übliche Schauspielwut der Nachwuchs-Akteure zu zügeln. Sie unterbindet spektakuläre Einzelgänge und gibt trotzdem jedem genug Zeit und Raum, um sein/ihr Talent zu zeigen, so dass trotz 20 Hauptdarstellern ein geschlossener, atmosphärisch dichter Film entsteht.

Wenn man Jagoda Szalc einen Vorwurf machen könnte, dann denselben wie schon bei „Wieża. Jasny dzień“ – dass sie die über lange Distanz gehaltene Spannung auf der Zielgeraden verpuffen lässt, indem sie einige grundlegende Rätsel noch auflöst. Von David Lynch (der auch hier wieder Vater im Geiste zu sein scheint) wissen wir, dass eine gewisse Dosis Unklarheit durchaus nachhaltiger wirken kann. Außerdem wird es spannend zu erfahren, ob Szalc in den kommenden Jahren ihrem Stil in Variationen treu bleibt oder sich noch einmal neu erfindet.

Fazit: 😊

## „Nie zostawiaj mnie / Leave Me Not“ von Grzegorz Lewandowski

Unser Mann beim 43. Polnischen Spielfilmfestival in Gdynia ... ist bei „Nie zostawiaj mnie / Leave Me Not“ von Grzegorz Lewandowski (als Premiere im Nebenwettbewerb „Visions Apart“) Zeuge eines tragischen Missverständnisses zwischen Filmemachern und Publikum geworden. Denn es geht zweifellos um ein ernstes, in Coming-of-Age-Filmen omnipräsentes Thema – den verzweifeltsten Kampf eines Heranwachsenden darum, in der Gesellschaft einen Platz zu finden, ohne sich selbst zu verleugnen. Trotzdem gab es im Festival-Publikum immer wieder Lacher an Stellen, die mit Sicherheit nicht dafür vorgesehen waren. Wie konnte das passieren?

Fangen wir vorne an: Sid ist 18 Jahre und hat sein Leben aus Sicht der Pädagogen bereits verwirkt. Drogen, Schwarzfahren, eine ungewollt schwangere Freundin – das alles bringt ihm eine Bewährungsstrafe ein und ein Bewährungshelfer soll ihm ein Jahr lang auf die Finger schauen, ob er bei einem neuen Abi-Anlauf beweist, dass er erwachsen geworden ist. Im folgenden grummelt sich der Einzelgänger Sid durch ein Schuljahr, ohne wirklich Kontakt zu Jungs oder Mädchen zu suchen und zu finden. Komischerweise ist ausgerechnet der grundpositive Robert der einzige, der ihn zu verstehen scheint und der Sid nicht langweilt. Aber auch dieser fragilen Freundschaft ist kein langes Leben beschieden.

Das ist nur der Anfang der Handlung, in den 77 Minuten passiert inkl. Rückblenden eine ganze Menge. Das ist psychologisch weitgehend glaubwürdig und auch schauspielerisch ordentlich umgesetzt, auch die Musik mit einem Mix aus New-Wave-Balladen und dunkler Elektronik fügt sich gut ins Ganze. Was gibt's da also zu lachen?

Es ist der Pathos, der dem Film (zumindest in den Augen älterer Zuschauer) die Beine wegrißt. Die Handlung (die in einigen Momenten das ähnlich gelagerte „Sala samobójców / Suicide Room“ zu zitieren scheint), folgt der Logik eines jugendlichen, spätpubertären Gehirns, und das schlägt zwangsweise über die Stränge. Die grundsätzlichen Fragen auf der Suche nach sich selbst wirken aus der Sicht eines Zuschauers, der diese Phase hinter sich hat, grotesk überzeichnet und stereotyp, Teenies dürften sich hingegen in dem Film wiederfinden. Bleibt nur das Ende, das selbst aus deren Sicht eine Idee zu eindeutig und kitschig geraten sein dürfte.

**Fazit:** 😊



## „Nina“ von Olga Chajdas

Unser Mann beim 43. Polnischen Spielfilmfestival in Gdynia ... sah seine Geduld bei „Nina“ von Olga Chajdas (als Debüt im Nebenwettbewerb „Visions Apart“) ganz schön auf die Probe gestellt. Mit 130 Minuten ist er fast doppelt so lang wie so manche Konkurrenten – aber hat er auch mehr zu sagen?

Dreh- und Angelpunkt der Geschichte ist die Französischlehrerin Nina (über jeden Zweifel erhaben: Julia Kinowska), deren Leben erheblich angenehmer wäre, wenn sie endlich schwanger werden würde. Aber diverse Versuche mit allen möglichen Mittel schlugen fehl, es bleibt nur noch ein Ausweg: Eine Leihmutter muss gefunden werden. Heutzutage findet man die über Portale und Agenturen, aber es bleibt eine Vertrauensangelegenheit, weshalb sich hier nicht die Richtige findet.

In diesem Moment kracht Ninas Wagen mit dem Auto der jüngeren Magda (glaubhaft: Eliza Rycembel) zusammen. Magda arbeitet im Flughafen und führt ein sehr unstetes Leben. Ihre Freundin betrügt sie ununterbrochen, ihre Freizeit verbringt sie in ihrem Frauen-Fußballclub oder auf Partys mit vornehmlich weiblichem Publikum. Nach ersten Aversionen nähern sich die beiden Frauen zaghaft einander an, denn Nina sieht in Magda die perfekte Leihmutter. Was sie hingegen nicht geplant hatte: Sie verliebt sich in die potenzielle Mutter ihres ungeborenen Kindes und stellt damit das ganze Konstrukt und ihre Ehe in Frage.

Das wäre interessant, wenn es die Ausgangslage wäre, aber hiermit sind (Achtung, Spoiler!) schon 80 % der Handlung erzählt. Bis auf einige überraschende Wendungen am Ende passiert nicht viel mehr, wenn man von einigen nicht zwingend notwendigen Nebenhandlungen absieht. Natürlich erfordert der langsame Ausbruch der Leidenschaft von ersten Zweifeln bis zum Eingeständnis der eigenen Neigungen etwas Zeit und Behutsamkeit, aber Aufwand und Nutzen stehen in einem kaum vertretbaren Verhältnis. Somit ziehen sich die reichlich zwei Filmstunden wie Kaugummi (die arte-Produktion „Ich will dich“ hat für eine ähnliche Geschichte wesentlich weniger Zeit gebraucht) und liefern letzten Endes ein Ergebnis, das sicherlich auf LGBT-Festivals der Welt einen Platz finden wird, aber dem Genre nicht viel Neues hinzufügen hat.

Fazit: 😊

## „Okna, okna / Windows, Windows“ von Wojciech Solarz

Unser Mann beim 43. Polnischen Spielfilmfestival in Gdynia ... war nach einigen Filmen mit einer Lauflänge von über zwei Stunden ganz dankbar dafür, dass „Okna, okna / Windows, Windows“ von Wojciech Solarz (als Debüt im Nebenwettbewerb „Visions Apart“) sich mit einer reichlichen Stunde zufrieden gibt. In dieser Zeit ist auch alles gesagt, was gesagt werden muss, sogar in recht langen Szenen.

Schon der Vorspann zeigt an, wohin die Reise geht – nämlich direkt ins Absurde. Ganze drei Anläufe braucht es, bis der richtige Vorspann mit den richtigen Einblendungen läuft und der Kommentator aus dem Off keinen Grund mehr zum Nörgeln findet. Stattdessen stellt er uns eine Dorfgemeinschaft vor, die sich im ständigen Kampf mit Auerhühnern befindet, welche angeblich die Umgebung ausplündern. Deshalb hockt Wojtek auch Tag und Nacht auf dem Hochsitz, um sie auszukundschaften. Nach einer seiner Sitzungen macht er auf dem Heimweg eine eigenartige Entdeckung: Mitten im Wald leuchtet ein Fenster, das sich zu allem Überfluss auch noch bewegt. Mehr noch, er bemerkt eigenartige Interaktionen zwischen sich und dem Fenster – nähert er sich, verschwindet es, stellt er sich in Löcher, erscheinen weitere Fenster.

Natürlich ist hier weder die Lösung eines Kriminalfalls noch ein Thriller zu erwarten, denn alles geschieht hier mit einem mächtigen Augenzwinkern, ohne je ins Lächerliche abzudriften. Die grotesken Figuren sind liebevoll gezeichnet und die Dialoge so wunderbar kunstvoll abgedreht, wie wir es in diesem Jahrgang so nur von Marek Koterski erlebt haben. Da sieht man gerne darüber hinweg, dass ein sichtbar schmaler Etat die visuellen Möglichkeiten stark einschränkt. Das wird aber durch zielsicher am Rande des Realismus vorbei agierende, unverbrauchte junge Schauspieler und bei allem Nonsens einem Hauch melancholischer Poesie mehr als wett gemacht.

Fazit: 😊

